

Globale Strukturen, transnationale Lebensstile

DIE AMERIKANISCHE CHINATOWN

Wer die Globalisierung für ein neues Phänomen hält, wird von einer genaueren Betrachtung der amerikanischen Chinatown um 1900 überrascht sein.

Schon damals entwickelten sich globale Strukturen wie etwa informelle politische Netzwerke, transnationale Geldtransfersysteme und ein neues Verständnis der Staatsbürgerschaft in der chinesischen Diaspora.

Eine Wissenschaftlerin des Englischen Seminars zeigt Anfänge der Globalisierung, wo man sie nicht vermutet.



Abbildung 1
Am 18.04.1906 wurde Kalifornien von einem Erdbeben erschüttert. In San Francisco brach durch das Beben ein Feuer aus, in dem 3000 Menschen starben. Foto: The Bancroft Library, University of California, Berkeley

Als sich die Chinatowns in den USA Ende des 19. Jahrhunderts herausbildeten, wurden sie oft als Inbegriff der kulturellen Abschottung, der nostalgischen Rückwärtsgerichtetheit und Assimilationsverweigerung verstanden.

Doch wenn man die Entstehungsgeschichte der chinesischen Diaspora in den USA etwas genauer betrachtet, kommt man zu entgegengesetzten Schlussfolgerungen. Die chinesisch-amerikanische Minderheit kann in vieler Hinsicht als Avantgarde bei der Herausbildung von Lebens-

stilen gelten, die dieser Tage gemeinhin unter dem Begriff des »Transnationalen« oder des »Kosmopolitischen« gefasst werden. Aufgrund der spezifischen politischen und ökonomischen Situation der chinesischen Amerikaner der vorletzten Jahrhundertwende entstanden so Organisationsformen und Lebensmodelle, die man sehr viel eher mit der ökonomischen Globalisierung der Jahrtausendwende – also unserer Zeit – assoziieren würde als mit der amerikanischen Einwanderungsgeschichte der 1880er bis 1920er.

Die Chinesen stellen die erste ethnische Minderheit in den USA dar, der explizit auf der Grundlage einer Rassenideologie das Recht auf Immigration und Einbürgerung verwehrt wurde. 1882 hatte der amerikanische Kongress den »Chinesische Exclusion Act« erlassen; die erste einer ganzen Reihe von legalen Maßnahmen, die zum Ziel hatten, den Zuzug von Chinesen in die USA zu verhindern. Der »Chinesische Exclusion Act«, dessen Bestimmungen 1924 durch den allgemeiner auf asiatische Einwanderung zielenden »Immi-

gration Act« noch verschärft werden sollten, etablierte gravierende Restriktionen für chinesische Staatsbürger, die in die USA einreisen wollten, und legte darüber hinaus fest, dass Chinesen mit Aufenthaltserlaubnis, aber ohne Staatsbürgerschaft, ihre Frauen oder Kinder nicht länger aus China nachziehen lassen konnten – das Ergebnis war die berühmte chinesische »bachelor society«, die Junggesellengesellschaft.

Von der Immigrationsbeschränkung des »Chinese Exclusion Act« waren nur wenige ausgenommen: chinesische Kaufleute, Studenten, Lehrer, Diplomaten und Bildungsreisende machten die Bevölkerungsgruppen aus, die weiterhin ungehindert Zugang zu den USA hatten. Natürlich waren auch amerikanische Staatsbürger chinesischer Abstammung berechtigt, aus- und einzureisen.

Bei der Grenzkontrolle musste nach 1882 jeder Chinese oder jeder Chinesischstämmige nachweisen, dass er einer der oben genannten Gruppen angehörte oder eng mit einem amerikanischen Staatsbürger verwandt war.

Besonders nach 1906 war es für viele Chinesen, die in den USA lebten, nicht einfach, chinesisch-amerikanische Verwandtschaftsverhältnisse nachzuweisen: 1906 hatte ein verheerendes Erdbeben San Francisco, den Knotenpunkt für die asiatische Immigration in die USA, getroffen. Danach wütete tagelang ein Feuersturm durch das Geschäftsviertel der Stadt, in dem sich auch die Stadtverwaltungsgebäude befanden. Nahezu alle offiziellen Akten und Unterlagen der Stadt wurden zerstört. Tausende der illegalen chinesischen Einwohner San Franciscos nutzten diesen Moment und behaupteten, in den USA geboren und mithin Staatsbürger zu sein und ihre Dokumente im Feuer verloren zu haben: »[W]enn jeder An-

spruch, der auf Bürgerschaft durch Geburt auf Staatsgebiet erhoben wurde, berechtigt gewesen wäre, hätte jede chinesische Frau, die vor 1906 in San Francisco lebte, 800 Kinder gebären müssen«, schreibt der Historiker Ronald Takaki.

Staatsbürger konnten in der Folge Familienangehörige aus China nachreisen lassen, die dann ihrerseits die Staatsbürgerschaft beantragen konnten.

Vor diesem Hintergrund wurde 1910 das Immigrationszent-



Abbildung 2
Seit 1991 findet zur Herbstzeit in San Francisco alljährlich das traditionelle Moon Festival statt.

Foto: Moon Festival Lantern Parade, Los Angeles Chinatown, 1954. LADN, Department of Special Collections, Charles E Young Research Library, UCLA

rum auf Angel Island etabliert, das nach dem Modell von Ellis Island an der Ostküste die asiatische Immigration aus dem pazifischen Raum kanalisieren und überwachen sollte. Hier führten Immigrationsbeamte Befragungen durch, um die Abstammungsverhältnisse und Staatsbürgerrechte der Einreisenden in detektivisch anmutenden Verfahren zu klären. Da die Geburtsurkunden zerstört wurden (oder praktischerweise nicht länger verfügbar waren), mussten Erinnerungen als Identitätsnachweise erhalten. In Untersuchungen, die sich oft in geradezu absurder Manier an minutiösen Details der Familien- und Regionalgeschichten festmachten, wurden die Erinnerungen der Immigranten aus China gegen die Erinnerungen ihrer amerikanischen

Verwandten abgeglichen. Viele derer, die in diesen Jahren ins Land kamen, hatten ihre Papiere und Geschichten von amerikanischen Bürgern chinesischer Abstammung gekauft, die die Käufer dann als ihre Nachkommen ausgaben. Diese vorgeblichen Staatsbürger wurden »paper sons« genannt. Die amerikanische Staatsbürgerschaft für diese Chinesen wurde in der Folge oft zu einer »Papieridentität«, zum Gebrauchsgegenstand, den man wieder veräußern

konnte, wenn man sich seiner bedient hatte. Und die »Papieridentitäten« der vorletzten Jahrhundertwende nehmen in vieler Hinsicht das Selbstverständnis von diasporischen Chinesen unserer Tage vorweg, die die Kulturanthropologin Aihwa Ong als »Astronauten« bezeichnet hat: Menschen, die ihre Staatsbürgerschaft strategisch außerhalb Chinas suchen und ihr Leben zwischen Los Angeles, Vancouver, Hongkong, Shanghai oder Peking organisieren.

Schon die chinesischen Migranten, die Ende des 19. Jahrhunderts in die USA und in andere Regionen des pazifischen Raums migrierten, lebten zwischen den Kontinenten. Sie stellten sich auf ihre diffizile Situation auf fremdem Territorium ein, indem sie alterna-

tive Organisationsformen zu den jeweiligen nationalen und kolonialen Verwaltungs- und Organisationsapparaten entwickelten.

Die bekannteste dieser Organisationsformen nannte sich *kongsi* – eine chinesische »Grenzgebietsorganisation«, wie Lynn Pan schreibt, die in der Diaspora »Wurzeln fasste und florierte«. Aus Clans und

Sie formierten sich oft auf der Basis desselben Nachnamens oder derselben regionalen Herkunft, einerseits als kulturelle Clubs und Folkloregemeinschaften; andererseits übernahmen sie in der Folge aber auch weitaus substanziellere Funktionen in der ökonomischen Organisation der Gemeinschaft. Auf dieser Basis wurden Kredite ausgehandelt,

des Geld«), das sich in China in unterschiedlicher Nuancierung seit dem 7. Jahrhundert etabliert hatte, wurde seit dem 19. Jahrhundert dazu genutzt, die Schifftickets für die Arbeitsmigranten nach Übersee (vor allem in die USA) zu finanzieren.

In den Chinatowns der USA fungierten die bereits erwähnten *huiguans* (in San Francisco etwa die Chinese Six Companies) als Ansprechpartner für finanzielle und soziale Fragen im Leben der Immigranten. Sie übernahmen die Wohnungs- und Arbeitsvermittlung für die frisch Angekommenen, vergaben aber auch weiterhin Kredite und regelten die Geldgeschäfte innerhalb der chinesischen Community.

Und diese Geldgeschäfte blieben nicht rein auf den lokalen Markt beschränkt. Wenn ein Immigrant aus Guandong Geld an seine Familie in China schicken wollte und niemanden kannte, der sich gerade auf die Reise machte, dann trug ein *huiguan* Sorge, dass das Geld – gegen eine kleine Gebühr und konvertiert in die lokale Währung – seine Empfänger erreichte.

Der informelle Geldmarkt, der sich aus den Bedürfnissen der diasporischen Gemeinschaft ergab, besteht bis in unsere Tage hinein, und inzwischen werden weltweit Milliarden von Dollars auf diesem Wege umgeschlagen. In Hongkong nennt man diesen Markt *hui kuan* – die Kontinuität der diasporischen Institutionen und Traditionen wird hier bereits in der Begrifflichkeit deutlich.

So etablierten sich bereits im frühen 20. Jahrhundert in der chinesischen Diaspora die Grundlagen für die transnationalen Geschäftsbeziehungen, die sich in unserer Zeit, auf der Basis flexiblerer Kommunikationssysteme, Transportmittel und Reisemöglichkeiten perfektionieren sollten: »Die *kongsis* konnten überleben«, konstatiert der Asienhistoriker



Abbildung 3
Um 1848 entstanden in der Hafenstadt San Francisco und in anderen amerikanischen Städten die ersten Chinatowns auf nord-amerikanischem Boden. Die Plakatwand kündigt die Bauarbeiten an.

Foto: Old Chinatown Billboard. LADN, Department of Special Collections, Charles E Young Research Library, UCLA



Abbildung 4
Kinder verkaufen bei Nacht Souvenirs: Eine typische Szene im Stadtbild der Los Angeles Chinatown aus dem Jahr 1940.

Foto: Street Scene in Chinatown. LADN, Department of Special Collections, Charles E Young Research Library, UCLA

Familiennetzwerken wurden komplexe Partnerschaften und Föderationen mit vielen Untergruppen und Suborganisationen, die die chinesische Diaspora wesentlich strukturierten.

In den Chinatowns der USA operierten die *kongsis* neben den Regionalverbänden der so genannten *huiguans* als erweiterte Familiennetzwerke.

finanzielle Transaktionen abgewickelt, Spekulationsgeschäfte betrieben und – zunehmend – transnationale Netzwerke etabliert, die sich über weite Teile des pazifischen Raums erstrecken konnten.

Das traditionelle, auf Verwandtschafts- und Vertrauensverhältnissen basierende Kreditsystem *fei ch'ien* (»fliegen-

Carl Trocki: »Heute sehen wir ihre Kinder in Institutionen wie der Overseas Chinese Banking Corporation (OCBC) von Singapur [...].«

Auch die Organisation der Chinatowns selbst entsprach nicht linear irgendwelchen aus China importierten Traditionen, sondern zeugte eher von einem Umbruch, der auf beiden Seiten des Pazifiks im Gange war.

Die Sprecher der chinesischen Gemeinschaften in den USA waren zunehmend Kaufleute, Händler und Unternehmer. Die einflussreichste Gruppe chinesisch-amerikanischer Sprecher in San Francisco, die »Chinese Six Companies« (*Zhonghua Huiguan*) wurde zu Beginn zwar noch durch Angehörige der klassischen chinesischen Bildungseliten bestimmt, doch dann übernahmen mehr und mehr Kaufmänner und Geschäftsleute die Kontrolle der Organisationen.

Diese soziale Rolle reflektierte die Relevanz von Handel und Konsum in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den USA. Darüber hinaus zeigt sie die privilegierte Position der chinesischen Kaufleute nach dem »Chinese Exclusion Act« – und antizipiert den Wandel der chinesischen Gesellschaftsstruktur von einer traditionell auf Bildungseliten ausgerichteten konfuzianischen Ordnung in das nationalistische System der Republik China nach 1912 unter Sun Yat-sen: Die Tatsache, dass sich die Überseechinesen in San Franciscos Chinatown nachdrücklich für diesen politischen Umbruch in China engagierten, und Sun Yat-sens Tongmenghui-Truppen mit massiver finanzieller und ideeller Unterstützung durch diasporische Chinesen operierten, weist dabei auf die komplexen Austauschverhältnisse, die sich in diesen Jahren zwischen dem chinesischen Festland und seiner Diaspora

ergaben. Das Engagement der diasporischen Chinesen für ihr Ursprungsland wirkt nur auf den ersten Blick rückwärtsgerichtet und vergangenheitsorientiert, tatsächlich zeugt es wesentlich von den politischen und ökonomischen Interessen der Diaspora. Selbst das nationalistische Engagement für China weist so paradoxerweise auf einen Prozess der Transnationalisierung, der um die Wende zum 20. Jahrhundert seinen Ausgang nahm und bis heute ungebrochen anhält.

Dieser Beitrag erschien in leicht veränderter Form unter dem Titel »Chinesen im Ausland« in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 24. Februar 2007. Eine sehr viel breiter angelegte Reflexion zum gleichen Thema findet sich in meinem Buch *Diaspora. Eine kritische Begriffsbestimmung* (2005).



Prof. Dr. Ruth Mayer

Jahrgang 1965, ist seit 2001 Professorin für American Studies am Englischen Seminar der Leibniz Universität Hannover. Kontakt: ruth.mayer@engsem.uni-hannover.de